

Aus einem Interview mit Beat Mazenauer (Juli 2019)

Das Langgedicht «Nicht bei Trost» ist der Anlage nach ein unendliches Unterfangen. Was reizt dich an dieser unabschließbaren Form.

Ohne Anfang, ohne Ende: das ist in jeder Beziehung unmöglich und widerspricht unseren Alltagsbedingungen. Und trotzdem liegt irgendwo in uns eine Vorstellung über diese natürlichen Begrenzungen hinaus. Das assoziative Gedankengeflecht, in welchem wir uns sogar noch träumend bewegen, und das auch das Konzept dieser Arbeit ist, versuche ich schreibend offenzulegen. Nicht tagebuchartig, nicht in Form einer *Écriture automatique*, sondern mit einer Art poetisch-philosophischem «Filter». – Dann mag ich auch das Anachronistische dieser Haltung: Heute gilt es Konzepte möglichst effizient durchzuführen, abzuschließen und das nächste Vorhaben anzugehen. Meine Arbeitsweise hält sich an einen entgegengesetzten Duktus: Schreiben aus einer langen Weile heraus, langsam Zeile für Zeile.

Der Titel «Nicht bei Trost» sendet ein doppeltes Signal aus: Es steckt darin eine Untröstlichkeit; zugleich klingt in ihm ein Wagemut an, ja ein nicht ganz bei Sinnen Sein. Ist diese Ambivalenz ein Antriebskern des Unternehmens?

Sicher. Die oberflächliche Interpretation ist klar: ein auf Unendlichkeit angesetztes Projekt: da muss einer nicht bei Trost sein. Viel wichtiger ist mir die wörtliche Interpretation: Ich will mich nicht durch irgendwelche religiösen, philosophischen oder anderweitigen Trostangebote trösten (im Sinne von beruhigen) lassen. Diese Antwort hängt ja auch irgendwie mit deiner ersten Frage zusammen: das Denken, Wahrnehmen und Sichwundern soll offen bleiben; auch wenn das oft mühsam und unbequem ist. In diesem Sinne ist «Untröstlichkeit» für mich ein positiver und oft auch beglückender Zustand.

Du wartest nicht auf die poetische Eingebung, sondern betreibst Dichtung als tägliches Exerzitium - womit poetische Puristen womöglich ihre Mühe haben. Wie geht ein solches Schreiben vonstatten?

Wenn ich überhaupt auf so etwas Nebliges wie Intuition vertraue, dann auf die Intuition des Augenblicks im ganz gewöhnlichen Alltag. Mag sein, dass eine Art von Ritual dabei hilfreich ist. Ich setze mich jeden Morgen hin, überfliege die letzten Zeilen und setze ein mögliches, nächstes Wort aufs Papier. Fast immer spüre ich dann den abgelegten «roten» Faden wieder. Die Eingebung besteht eher darin, dass die Aufmerksamkeit während des Tages (auch bei der Lektüre) sich, nicht verbissen, sondern locker, auf den möglichen Anschluss richtet. Ein solcher ergibt sich übrigens auch oft, wenn ich die Anmerkungen im originalen Quellentext überprüfe. Das geschieht eben nicht mit digital präzisiertem Zugriff, sondern analog, sozusagen immer mit dem Weitwinkelobjektiv.

1969 schrieb Georges Perec: «Es scheint mir, dass die Wahl eines formalen Zwanges [...] eine Befreiung meiner Imagination zur Folge hat.» Daran erinnere ich mich bei «Nicht bei Trost». Hat die Regelmäßigkeit auch für dich etwas Befreiendes?

Ich glaube, man könnte es fast als eine goldene Regel für Kunstschaffende bezeichnen: Erst die erzwungene oder freiwillige Beschränkung legt das Mögliche wirklich frei. Wobei sich dies in meinem Fall ja vor allem auf das Versmaß beschränkt, weniger den Inhalt betrifft. Beim letzteren besteht die «Strenge» darin, dass Banalität, durchhängende Stellen strikte zu vermeiden sind. Es müsste – wenn

ich das so sagen darf – stets eine existenzielle Unterfütterung spürbar sein, wobei meines Erachtens eine solche auch bei der Beschreibung eines Grashalms erahnbar sein kann.

Du sprichst von Lektüren und Quellentexten, die du überprüfst und die im Druck dein Langgedicht begleiten. Welche Funktionen haben diese Anmerkungen, bilden sie bewusste Zäsuren in einem fortwährenden Gedankenfluss? Sind sie vielleicht auch so etwas wie eine innere Chronik?

Die ausführlichen Anmerkungen (die formal einem wissenschaftlichen Anspruch genügen müssen) sind mir wichtig, weil sie das Geflecht offenlegen, in welchem mein/unser Denken sich bewegt. Wir sind ja ununterbrochen, auch wenn uns dies nicht bewusst ist, daran, Vorgefundenes weiterzuwerten. In meinem Fall besteht die Aufgabe darin, mir dessen stets bewusst zu sein, wenn ich in meinem Text Eigenes und Fremdes neu verknüpfe. Andererseits erlaubt dies den Lesenden auch (besonders wenn ich mit dem ganzen Material Ausstellungen gestalten kann), einen eigenen Weg durch Text und Anmerkungen zu suchen. Man könnte sich durchaus nur durch die Anmerkungen und die Bilder bewegen und so Neues und Bekanntes auf eigene Art und Weise verknüpfen. – Eine Zäsur sind sie insofern, als ich verwendete Zitate und inhaltliche Anspielungen im Originaltext überprüfe (die entsprechenden Bücher allenfalls in der Bibliothek hole) und mich so sehr wohl ablenken lasse durch andere Stellen, Fußnoten etc.

Du erwähnst, dass du analog nachprüfst. «Nicht bei Trost» spielt ja mit der Dualität von analog und digital. Zum einen erscheint das Gedicht analog als formschönes Buch, zum anderen dokumentierst du das Anwachsen des Textes fortlaufend digital auf deiner Website. Weshalb tust du letzteres, und wie wichtig ist dir das?

Als ich 2002 begann, die Arbeit wenn immer möglich täglich auf dem Internet zu aktualisieren, war das Internet eine Möglichkeit der Veröffentlichung, zudem eine, die mich täglich zwang, den Text so zu bereinigen, dass eine solche Veröffentlichung auch verantwortbar war. (Nachträgliche Korrekturen sind wegen des Versmaßes immer sehr schwierig.) Inzwischen ist meine Website neu gestaltet und erlaubt es in mehrfacher Beziehung über die ganzen 38.000 Zeilen, die Anmerkungen und über mehr als 300 Bilder zu recherchieren. Für mich selbst ein großartiges Mittel der manchmal nötigen Orientierung. Obwohl die regelmäßigen Zugriffe auf die Seite und immer wieder auch Rückmeldungen zeigen, dass digital gelesen wird, so liegt mir die Umsetzung ins Buch, die Printform, natürlich mehr am Herzen. Das Buch als Medium begeistert mich immer noch.

Welche Bedeutung hat Marcel Proust für dich?

Bis zu Zeile 36.000 erwähne ich Proust regelmäßig, zwingend jedoch jeweils nach 500 Zeilen. Diese einzige inhaltliche Vorgabe zwang mich – entgegen der sonstigen Freiheit – frühzeitig eine Proust-Stelle auszuwählen, und anschließend auf diese mit meinem Text zuzusteuern; denn auch sie musste sich inhaltlich in den Textfluss einfügen. – Ich schätze Proust als einen der ganz großen Autoren des 20. Jahrhunderts. Er bricht die zeitlich-lineare Erzählform auf, breitet einen hochsensiblen Teppich feinsten Empfindungen und deren Beschreibungen aus, man schwankt zwischen fast leidenschaftlicher Faszination und Verzweiflung, wenn der Blick sich über Seiten in scheinbare Nebensächlichkeiten vertieft (zum Beispiel die Beschreibung der Garderoben der Damen). Und dann nach Hunderten von Seiten wird plötzlich unverhofft ein an sich unwichtiges Ereignis beschrieben, das eine unergründliche Tiefe aufreißt in das Geheimnis des Erinnerns, also der Zeit (die Madeleine-Szene, der Teelöffel der an die Tasse schlägt, eine unebene Stelle in der Straßenpflasterung etc.).

Und natürlich: die oft auch ironische Sicht in die seelisch verkrümmte Innenwelt einer Gesellschaft im Paris der Jahrhundertwende, wobei dieser Blick auch unerbittlich auf den Erzähler selbst fällt.

Auf mich wirkt «Nicht bei Trost» wie ein großes, ebenso gelassenes wie intensives Innwerden und Festhalten des eigenen Lebens und der eigenen Vergänglichkeit. Teilst du als Autor diesen Leseindruck?

Ich will es so sagen: Natürlich war und ist dieser Text auch eine Selbsterkundung durch Schreiben. Ich setze mich beispielsweise in Hunderten von Stellen (ich habe sie mir alle einmal herauskopiert) selbstreflexiv mit dem eigenen Schreiben, der Sprache und vor allem deren letztlich Unzulänglichkeit ES zu sagen, auseinandersetze. Und wenn es um die Sprache und deren beschränkte Möglichkeiten geht, geht es immer auch um Urmenschliches, um das Wesentliche unserer Existenz, die doch weitgehendst aus Kommunikation besteht. Allerdings, dies nur nebenbei, man muss auch aufpassen, dass man sich nicht zu sehr in eine narzisstische Innenschau hineinbohrt, zu lang um einen Punkt herumphilosophiert. Poesie entsteht ja gerade dadurch, dass man Bilder findet, die auf einer ganz anderen Ebene und, so ist zu hoffen, umfassender ausdrücken können, was uns wirklich betrifft und angeht.